

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1928

169 (21.7.1928) Wissenschaft und Bildung Nr. 29

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger Nr. 169

Nr. 29

Samstag, den 21. Juli

1928

Stefan George

(60. Geburtstag am 12. Juli)

Von Will Scheller.

Je weniger eine Zeit des Dichters zu bedürfen glaubt, um so notwendiger ist ihr sein Wesen und seine Erscheinung, die unter solchen Umständen, fremd in der Welt stehend, eines tragischen Zuges nicht zu ermangeln pflegt. Denn der Dichter trägt alsdann doppelt schwer: am Beruf, sich selbst aufzulösen in der Hingabe an das Werk, und an der Verurteilung, in diesem Werk, gegen seine Zeit es aufrichtig, zu erhalten was sie verwirft. Wenn das gelingt, der wächst schließlich über den Bezirk rein künstlerischen Schaffens und Wirkens hinweg in eine Sphäre geistiger Ausstrahlung, die es mit dem Menschentum schlechthin zu tun hat, in eine Region, wo es um elementare Kräfte und Grundlagen des Lebens geht. Dichter dieser Art werden Seher der Zukunft, Erzieher der Jugend ihres Volkes und erscheinen als Kämpfer für Dasjenige, was mit dem Wort Religion nicht eben erschöpfend bezeichnet wird. Stefan George ist diesen Weg gegangen; die vier Jahrzehnte, die seit dem ersten Auftreten seines Namens verstrichen sind, gleichen, durch sein Werk gesehen, einer Stufenfolge, die in zunehmender Steilheit sich aufrecht gegen einen Horizont, dessen Wölbung mit den Augen der Gegenwart kaum noch wahrzunehmen ist.

Der verhältnismäßig frühe Ruhm des Dichters gründete sich zunächst auf das rein künstlerische Schaffen, in welchem er als Lyriker und gar nichts anderes einen scheinbar völlig neuen Ton anschlug, der im Grunde noch nichts anderes war als das hinreichende Ergebnis einer entschiedenen Rückkehr zu den reinsten und strengsten Grundätzen der Dichtung schlechthin. „Das Gedicht“, so sagt George in den wenigen, aber tief gegründeten und weit umfassenden Einleitungen und Merksprüche, die er aufgezeichnet hat, „ist der höchste, endgültige Ausdruck eines Geschehens, nicht Wiedergabe eines Gedankens, sondern einer Stimmung. Was in der Malerei wirkt, ist Verteilung, Linie und Farbe, in der Dichtung: Auswahl, Maß und Klang.“ Dieser Adel des Willens und diese Strenge seiner Innehaltung, wie sie auch im Vermeiden abgegriffener Worte und herkömmlicher Wendungen und Reime kundgab, wurde zudem noch sinnfällig angedeutet, indem die Schöpfungen Georges nicht gleich öffentlich erschienen, sondern in Ablehnung der Marktängstlichkeit erstmalig nur für einen bestimmten Leserkreis in jener übrigens wissenschaftlich begründeten, beispielsweise auch von den Brüdern Grimm gewählten Schreibart gedruckt wurden, die bei den Hauptwörtern auf große Anfangsbuchstaben verzichtet und bezüglich der Interpunktion auf das Notwendigste sich beschränkt. Dies hat den Zweck, es dem Leser unmöglich zu machen, das Gedicht nur so oberflächlich durchzusehen, und ihn zu nötigen, mit dem Lesen jene Sorgfalt zu verbinden, die dem Kunstwerk erst den Weg in die Tiefe des Menscheninneren öffnet.

Es ist klar, daß dieser Einstellung zum Geistesleben eine friedliche Entwicklung nicht beschieden sein konnte. Denn sie wandte sich sowohl gegen den hinsichtlich der Dichtkunst gesunkenen Geschmack des Publikums und erschien überdies als der Gegenpol einer damals herrschenden Richtung, von der die photographisch-äußerliche Spiegelung des Lebens als Zweck der Kunst gepredigt wurde. Stefan George hingegen, der sich und seinen Freunden in den „Blättern für die Kunst“ ein von keiner journalistischen oder verlagskapitalistischen Absicht beeinflusstes Organ geschaffen hatte, strebte danach durch Vertiefung des Erlebnisses und Konzentration des Formens auf das Wesentliche Kunstwerke zu schaffen, die in vorbildlicher Vollendung über den literarischen Genuß hinaus die dichterische Gewalt der deutschen Sprache mit urhaften Klängen autönen und erschütternd auf die Umwelt wirken lassen sollten. Er ging dabei zurück auf die Freiheit von allen großen Lyrikern der Vergangenheit, wenn auch vergebens erhobene Forderung daß das Gedicht laut und unter genauer Betonung von Reim und Rhythmus gelesen werden muß, um voll zur Geltung zu gelangen; und es ist natürlich, daß vor solcher, bis auf das klangliche Gewicht des Wortes gehenden Prüfung Erzeugnisse flüchtiger, tändelnder, gelegentlicher, kurz spielerischer, nicht schicksalhafter Kunstübung nicht bestehen können.

Doch ist wo du um tiefste schätze freist
Der freunde nächtiger raum schon schweigt geplauder
Da bebte ein ton und eine mione kreist
Und schüttelt mit der offenbarung schauder.
Da steigt das mächtige wort — ein großes heil —
Ein stern der auf verborgenen furchen glimmert
Das wort von neuer lust und pein: ein pfeil
Der in die seele bricht und zuckt und flimmert.

Stieß er schon das Publikum ab durch die Vorbedingungen des Genusses der von ihm geschaffenen Kunstgebilde, so waren die strengen Forderungen, die er an die Kunst schaffende Mitwelt richtete, erst recht geeignet,

Abneigung ihm einzutragen. So wurde denn seine unerbittliche Selbstacht als Leidenschaftslosigkeit, als Armut, seine Formbeherrschung als Glätte, seine Bewältigung des Stoffes als Lebensfremdheit ausgegeben und seinem in Wirklichkeit erhabenen einfachen Lebenswandel ein ganzer Kometenschweif ebenso trichter wie gern geglaubter Legenden angehängt.

Da galt ich für den salbentrunknen prinzen
Der sanft geschaukelt seine takte zählte
In schlanker anmut oder kühler würde
In blauer erdenferner festlichkeit.
Von einer ganzen jugend rauhen werken
Ihr rietet nichts von qualen durch den sturm
Nach höchstem first, von fährlich blutigen träumen...

So gehörte schon ein einzigartiges Maß von Selbstbehauptung dazu, auf der einmal beschrittenen Bahn fortzuschreiten und ein Werk aufzutürmen, wie es auf dem Gebiet der deutschen Lyrik unvergleichbar dasteht, unvergleichbar im Wuchs der eigenen, unvergleichbar in der Lebensfülle aus fremder Sprache übertragener Schöpfung. Auf menschliches Glück, Ruhe und Sicherheit, häuslichem Behagen, verlässlichem Einkommen geschätzt zu werden pflegt, verzichtend, fügte sich der Dichter der „Not des Wandertumes“, und das will sagen: er ist, innerlich und äußerlich, stets auf dem Weg, „los von jedem Band, von Gut und Haus“, verweilt nicht länger, als er darf, irgendwo, um das Werk zu vollenden, die Sendung zu erfüllen. Und kann er auch, wie kein Lyriker jemals vor ihm, das Bewußtsein hegen, zahllose Jünger durch seine Dichtung gewonnen und den Stil der deutschen Lyrik selbst in ganzer Breite merklich beeinflusst, eine gehobene dichterische Ausdrucksweise geschaffen zu haben so kann er sich andererseits der Erkenntnis nicht verschließen, daß mit jedem neuen Buch und dem Zustrom neuer Freunde ein Teil der alten zurückbleibt, dem der „Weg zu steil, zu weit“ erscheint.

In der Tat sind die Wandlungen, die Stefan George durchgemacht und in seinem Schaffen sichtbar betätigt hat, ungenügend genug. Schien er nach den vorbereitenden Trilogien „Hymnen, Pilgerfahrten, Agabal“ und „Bücher der Hirten- und Preisgedichte, der Sagen und Sänge und der Hängenden Gärten“ im „Jahr der Seele“ das Höchste erreicht zu haben, was Lyrik geben kann, den einfachen Ausdruck grenzenloser Zustände des Gemüts — schien da eine Grenze der künstlerischen Möglichkeit zu sein, die zu überschreiten menschlichem Vermögen nicht gegeben war, so zeigte sich doch alsbald, daß der Mann, der als Lyriker nicht seinesgleichen sah in seiner Zeit, mehr zu bieten hatte als Kunst. In seinem Dasein vollzog sich damals eine Umstellung, die in dem nachfolgenden, künstlerisch gleichwohl glanzvollsten Werk, dem „Leppich des Lebens und den Liedern von Traum und Tod. Mit einem Vorspiel“ schon aufblüht und im „Siebenten Ring“ danach deutbarer erschien. Eine religiös zu nennende Stimmung jängt an, die Bilder des Lebens zu durchdringen und ihre Farben magisch zu verstärken, und eine vielfältige Auseinandersetzung mit geistigen Problemen des Daseins erweitert den Kreis des Erlebten, das dem Schaffen des Dichters zugrunde liegt. Mit lyrischen Gebilden edelster Prägung wechseln geschichtliche Bilder von wichtigem Ausmaß und Eindringlichkeit lebender Persönlichkeiten und bekannter Ortschaften, und alles dies gruppiert sich nebst liebhaften und sprudartigen Dichtungen um ein mittleres Erlebnis, das im Erdennollen Georges mystische Bedeutung gewonnen hat, um „Maximin“. Und in diesem wieder wurzelt „Der Stern des Bundes“, jene Gedichtsammlung, die die Wandlung vom Sänger und Verkünder fromm gepflegten, leidenschaftlichen Innenlebens zum Priester nicht mehr der Schönheit allein, sondern auch ihrer metaphysischen Vorbedingung, krönt.

Daß diese Wandlung nicht geeignet war, literarische Tagesfolge zu begründen, versteht sich von selbst. Wenn trotzdem Georges Gedichte mehr gelesen werden als andre, so liegt die Ursache zweifellos darin, daß die Sendung des Dichters einer geheimen Notwendigkeit der Zeit entsprach, die der Dichter deutlicher empfand als mancher „dem Leben näher stehende“ Genosse dieser Zeit. Der Weltkrieg, den George im „Siebenten Ring“ und im „Stern des Bundes“ vorausgesehen hatte, bot ihm weiteren Anlaß, zu beweisen, wie nahe er dem Leben, dem wesentlichen, inneren Leben und insbesondere dem des eigenen Volkes steht: in dem großen hymnischen Gedicht „Der Krieg“ wandte er sich mit hallenden Worten heiligen Eifers an die Volksgemeinschaft und mahnte sie, prophetisch auch hier, an das Unsterbliche des Menschentums und an die Gefahren, in denen es schwebt. In dieser Richtung offenbart er in einer Art von heroischer Nacktheit einen erstaunlich scharfen Blick für die großen Linien der Weltgeschichte sowohl wie ein glutvolles Empfinden für das Schicksal der eigenen Nation. Deren Hoffnungen ist, das weiß er nun, nicht mehr bei guten Gedichten allein, sondern vor allem bei der Jugend, in deren Entwicklung die Zukunft liegt. An sie wendet er

sich in der Folge nicht mehr mit Kunstgebilden, die in wundervoll geprägter Form geläuterte Empfindungen vermitteln, sondern, ihres zeitlosen Wertes jener Lyrik unerachtet, wiederum mit breit angelegten hymnisch beschwingten Gedichten. „Drei Gefänge“ enthalten an erster Stelle einen Hymnus „An die Toten“, der in die Zukunft schaut, auf den ersehnten Augenblick, wo „dieses Volk sich aus feigem Erschlaffen seiner selbst erinnert“, vom Nacken die Fessel schleudert und unterm Wolkenzug der rückkehrenden Toten seine menschheitliche Aufgabe erfüllt; es folgt „Der Dichter in Zeiten der Wirren“, worin die geringe Achtung beklagt wird, die der seherisch veranlagte Dichter von seiten der herrschenden Gewalten genießt, und mit flammender Empörung das Verhalten des deutschen Volkes im Innern sowohl wie den Bedrückern gegenüber gegeißelt wird. Dem Dichter bleibt nur eins: die Zukunft vorbereiten.

Ihm wuchs schon heran
Unangetastet von dem geilen markt
Von dünnem hirngewebe und giftigem flitter
Gestählt im banne der verruchten jahre
Ein jung geschlecht, das wieder mensch und ding
Mit echten maßen mißt, das schön und ernst
Froh seiner einzigkeit, vor fremden stolz,
Sich gleich entfernt von klippen dreisten dünkels
Wie seichthem sumpf erlogner brüderlei...

Von dieser Jugend, von deren Art der „Junge Führer im ersten Weltkrieg“ ist, dem der dritte Gesang gilt, erwartet er den Mann, der Ketten sprengt, Ordnung schafft und ein Reich begründet,

wo großes wiederum groß ist
Herr wiederum herr, zucht wiederum zucht; er heftet
Das wahre sinnbild auf das völkische banner
Er führt durch sturm und grausige signale
Des frührots seiner treuen schar zum werk
Des wachen tags und pflanzt das neue reich.

Es ist ein langer Weg von den lyrischen „Hymnen“ aus dem Anfang der neunziger Jahre zu den Volkshymnen der Kriegs- und Nachkriegszeit: ein Weg des Opfers und jener Einsamkeit, die nur der große Mensch erträgt. Und nur der große Mensch kann sich, wie es im Gedicht „Der Krieg“ vom Herrn der Zukunft verlangt wird, wandeln, ohne sich zu ändern. Stefan George hat sich, der Wandlungen seines Werkes unerachtet, nie geändert. Er ist heute, was er zu Anfang war: die künstlerisch und sittlich edelste und nun auch ehrwürdigste Gestalt unter den Dichtern der neuen Zeit.

Der Mensch — ein elektrisches Rätsel

Von Alwin Dreßler

Wir leben in einer Zeit, wo uns fast jede Woche von einem neuen Hellsehmedium berichtet wird, und die meisten von uns, die sich die Ursache und den Vorgang dieser erstaunlichen Fähigkeiten vereinzelter Menschen nicht erklären können, sind geneigt, das Geschehen solcher übernatürlichen Dinge als Bluff zu betrachten. Es liegt in der Natur eines jeden Menschen, nur an Dinge zu glauben, die er mit seinen Verstandeskräften erfassen kann. Darüber hinaus gibt es für ihn nur einen Begriff: das Wunder — an das er aber nicht glaubt, ohne davon überzeugt zu sein. Alles, was wir nicht verstehen, nicht begreifen können, betrachten wir schlechthin als Wunder, oder verwerfen es als ein gegen unsere Begriffe stehendes Geschehen, welches eines Beweises bedürftig ist. Und doch haben wir, wenn wir von übernatürlichen Fähigkeiten mancher Menschen hören, weder Grund noch Ursache, uns solchen von wissenschaftlicher Seite sorgfältig geprüften und für einwandfrei befundenen Tatsachen zu verschließen, denn die Magie der menschlichen Seele ist noch ein wenig erforschtes Gebiet und läßt die Möglichkeit übernatürlicher Erscheinungen und Geschehnisse auf ganz natürliche Art und Weise zutage treten.

Die Wissenschaft ist sich schon lange darüber klar, daß in jedem Menschen geheimnisvolle Kräfte schlummern, deren wir uns zu bedienen noch nicht fähig geworden sind. Diese Kräfte, die bei vereinzelter Menschen aus ihrem Unterbewußtsein hervorbekommen, verschaffen uns einen tiefen Einblick in die geheime Welt des menschlichen Organismus. Die wissenschaftlichen Experimente mit solchen Medien führten bisher zu den unglücklichsten Vorgängen, und wir sind heute soweit gekommen, daß wir unweigerlich an die Magie der menschlichen Seele glauben müssen. Es schlummern in jedem Menschen unerhörte Reserven an Kraft, welche unbenutzt der Stunde harren, wo wir uns diese zum Allgemeinut werden erweckt haben, denn der Mensch ist ja ein Teil des Wunders der Natur, das selbe Gesetz, der gleiche Geist, der alles Werden und Geschehen regelt.

Betrachten wir die Seele des Menschen vom Standpunkt der Gelehrten als nichts anderes als animalische

Elektrizität, so lernen wir verstehen, daß Seele und Unterbewußtsein des Menschen so aufeinander abgestimmt sein können, daß sie in Verbindung miteinander stehen, wie zwei drahtlose Telegraphenstationen. Diese mit dem Unterbewußtsein korrespondierende Elektrizität kann bei besonders dazu veranlagten Menschen Resultate hervorgerufen, die jeden Laien frappieren und über deren Vorgänge selbst die Wissenschaft nach Erklärungen sucht.

Es wäre nun bald an der Zeit, den Begriff „übernatürlich“ ganz aus der Welt zu schaffen, denn alle Erscheinungen auf „übernatürlicher“ Grundlage spielen sich vom Standpunkt der Wissenschaft auf ganz natürlicher Basis ab, und selbst die Gerichte gehen schon teilweise dazu über, solche Erscheinungen als Ursache menschlicher Naturveranlagung anzuerkennen.

Unter den berühmten Männern der Wissenschaft war es der bekannte Münchener Chirurg, Prof. Sauerbruch, der vor kurzem mit seinen langjährigen Forschungsergebnissen auf dem der Hellseherei verwandten Gebiet der Telepathie hervortrat, um den Nachweis zu liefern, daß diese von Hellsehern hervorgerufenen „übernatürlichen“ Erscheinungen in das System der uns bekannten Naturgesetze und Naturerscheinungen eingereiht werden müssen. Seine Versuche, die in der Münchener Technischen Hochschule durchgeführt wurden, hatten das Ergebnis, daß es gewisse Beziehungen zwischen Telepathie und Funktechnik gibt, und daß der menschliche Organismus eine Art Sende- und Empfangsanlage besitzt, die elektrische Energie wellenförmig ausstrahlt und aufnimmt.

Der Verfasser dieses Artikels suchte bereits in seinen früheren Schriften „Geheimnisvolle Menschenkräfte“ und „Die Magie der menschlichen Seele“ das Vorhandensein solcher elektrischer Wellen im menschlichen Organismus nachzuweisen, weil jeder Mensch die Fähigkeit besitzt, Gedanken und Empfindungen eines ihm nahestehenden Mitmenschen zu „fühlen“. Nehmen wir als Beispiel die Beziehungen zweier sich Liebenden an, deren Empfindungen von einer unsichtbaren Macht zu einer seelischen Harmonie ineinander verschmolzen werden. Schon dieser mit dem Ausdruck „Liebe“ bezeichnete seelische Vorgang erbringt uns den Nachweis, daß zwei auf sich abgestimmte Menschen eine gewisse Motionsspirale erzeugen, die eine direkte Verbindung ihrer Gedanken und Empfindungen herstellt.

Ein weiterer Beweis für das Vorhandensein menschlicher Sende- und Empfangsanlagen sind die sogenannten „Ahnungen“, die durch eine telegraphische Verbindung zweier Menschen zustande kommen. Wie oft kam es während des Krieges vor, daß eine Mutter plötzlich im Schlaf durch die Stimme ihres Sohnes in dem Augenblick geweckt wurde, wo sein letzter Gedanke während seines Todes, auf feindlicher Erde, seiner Mutter galt. Alle diese Erscheinungen sind nichts weiter als geistige Reaktionen, die durch elektrische Schwingungen, wie bei der drahtlosen Telegraphie, hervorgerufen werden. Wie diese „Reize“ beschaffen sind, die vom menschlichen Organismus ausstrahlen und einem andern Menschen zugeführt werden, ist noch ein Geheimnis. Man kennt nur ihre Wirkung und weiß, daß sie bestehen. Jeder Gedanke eines Menschen löst die Funktion eines Senders aus, der wiederum auf einen Empfänger reagiert, worauf im Gehirn der empfangenden Person die Gedanken der sendenden rekonstruiert werden.

Der Franzose Dubois-Reymond hat das Vorhandensein elektrischer Strömungen in den Nervenleitungen des Menschen schon vor längerer Zeit mit elektrischen Messgeräten experimentell nachgewiesen. Nun fragt der Laie: Wie kann eine solche übernatürliche Wirkung von Mensch zu Mensch auf natürlichem Wege vor sich gehen? Diese Frage ist leicht zu beantworten: Es gibt nichts Übernatürliches! Alle uns märchenhaft erscheinenden Dinge werden durch das gesetzmäßige Wirken durchaus natürlicher Kräfte hervorgerufen. Es gibt keine Wunder! Es gibt nur noch nicht-Erklärtes, denn die Natur hat uns Menschen mit nur fünf, und noch dazu sehr unvollkommenen Sinnen ausgestattet. Es fehlen uns beispielsweise die Organe für die Wahrnehmung elektrischer Wellen. Unser Gefühlssinn ist für diese Empfindung eben so mangelhaft, wie unsere Gehörgänge, die nicht einmal die Aufnahmeschärfe der photographischen Platte erreichen. Wir können Röntgenstrahlen nicht sehen, aber sie lassen sich photographieren. Unsere Augen sind für ultraviolette Strahlen nicht empfänglich, während die Ameisen solche Strahlen wahrnehmen können. Ähnlich ist es auch mit unseren anderen Sinnen. Man hat beobachtet, daß z. B. Käfer bei Annäherung an einen heißen oder stark erkalteten Gegenstand ihre Fühler schon in einer Entfernung zurückziehen, in der wir mit unseren Fingerspitzen noch nicht das geringste wahrnehmen. Auch unser Geruchssinn ist im Vergleich zu dem eines Hundes sehr mangelhaft, und es ist bekannt, daß viele Insekten einen noch weit stärker ausgeprägten Geruchssinn besitzen, als die Hunde. Ferner unser Gehör. Es reagiert auf Schwingungen, deren Häufigkeit 23 000 bis 41 000 in der Sekunde beträgt. Aber dann folgt eine gewaltige Lücke, denn erst 481 bis 764 Billionen Schwingungen in der Sekunde empfinden wir als Licht, welches je nach seiner Schwingungszahl in seiner Farbe wechselt. Es ist aber nicht anzunehmen, daß eine solche große Lücke in der Natur bestehen sollte, denn die Natur macht keine Sprünge. Es müssen demnach 41 000 und 481 Billionen bestehen, von denen wir nicht die geringste Vorstellung haben.

Nun gibt es aber Menschen, bei denen ein bestimmtes Organ viel feiner ausgebildet ist, als bei allen andern Menschen, daß sie Empfindungen haben, die andere nicht

haben, Dinge sehen oder hören, die niemand sonst wahrnimmt. Wir nennen solche Menschen „Medien“ und betrachten sie vom Standpunkt der Wissenschaft als Vermittler von Wahrnehmungen, die innerhalb der großen Lücke unserer menschlichen Empfindungen liegen. Bei diesen Personen reagieren die Nervenleitungen auf ganz bestimmte elektrische Strömungen innerhalb oder außerhalb unserer normalen Wahrnehmungsgrenzen, und es treten Erscheinungen zutage, die wir mit unseren fünf mangelhaften Sinnen uns nicht vorstellen können. Den Höhepunkt an Wundern erleben wir in der Materialisation, d. h. am Sichtbarwerden von Kräfteerscheinungen im menschlichen Organismus. Wir wissen uns aus den Materialisationsversuchen von Prof. Schrenk-Notzing, daß die geheimnisvollen Energien im Menschen Ergebnisse zeitigen können, die uns Wunderbare grenzen, denn seine mit dem Medium Eva C. erzielten Resultate (Sichtbarwerden einer greifbaren, menschlichen Gestalt) gaben allen philosophischen Denkern die Mittel, ihre Weltanschauung zu revidieren.

Auch die Füße verlangen ihr Recht

Ein Beitrag zur richtigen Behandlung und Pflege der Füße.

Von Alwin Dreßler.

Die Unrast des Erwerbslebens läßt so manchen, der an seinem Körper Anzeichen eines beginnenden Leidens bemerkt, nicht zu dem Entschluß kommen, beizeiten für Abhilfe zu sorgen. Da tröstet man sich damit, daß das Übel noch nicht so weit vorgeschritten sei und sich wahrscheinlich von selbst beheben werde. Auch läßt man sich wohl durch die Furcht, es könnte die Behandlung eine Unterbrechung der Berufstätigkeit oder einen Verzicht auf die liebgewordenen Gewohnheiten erfordern, davon abhalten, sich über die Natur des Leidens zu unterrichten. Namentlich die ungemein mannigfaltigen und weitverbreiteten Beschwerden und Leiden der Füße werden von sehr vielen, wenn nicht gar von den meisten Leuten, in geradezu sträflicher Weise vernachlässigt.

Der Fuß spielt in unserem Leben eine überaus wichtige Rolle, und doch behandeln wir ihn so schlecht, daß wir uns nicht darüber wundern dürfen, wenn er sich schließlich rächt und seine Dienste versagt. Die Ursache für die landesübliche Mißhandlung des Fußes ist zum Teil in den verkehrten Schönheitsbegriffen zu suchen: in Schönheitsbegriffen und Modetorheiten, die es nicht mehr zulassen, daß der Schuh den Füßen angepaßt werde, sondern verlangen, daß sich der Fuß in irgend ein als Schuh bezeichnetes Platanstüchlein gewaltsam hineinzuzwängen lasse. Wie der Fuß unter der ihn umgebenden Hülle auszieht, ob wohlgestaltet oder verküppelt, gepflegt oder ungepflegt, entzieht sich dem Blick der Mitmenschen; daher wohl auch die weitverbreitete Vernachlässigung des Fußes im Vergleich zu anderen Körperteilen, die unverhüllt sichtbar sind, wie zum Beispiel die Hände. Was also die Fußbekleidung betrifft, so muß als oberster Grundsatz gelten: der Schuh für den Fuß, nicht der Fuß für den Schuh!

Unter hundert Personen der größeren Städte gibt es mindestens achtzig bis neunzig, an deren Füßen etwas nicht in Ordnung ist. Wir finden da alle Grade der Mißbildung, Verunstaltung und Erkrankung, von der leichtesten bis zur schwersten Gattung. Von all diesen Leiden sind vielleicht dreiviertel auf den eigenen Unverstand oder auf den der Eltern und Erzieher zurückzuführen. Schwere, später nicht mehr gutzumachende Fehler werden oft schon im frühesten Alter an den Kindern begangen, deren Knochen noch nicht widerstandsfähig sind. Es ist daher unbedingt zu vermeiden, daß sich die Kinder zu früh auf die Beine stellen, damit eine Senkung des Fußgewölbes verhütet wird.

Die meisten Fußerkrankungen stellen sich jedoch bei Erwachsenen und bei Personen vorgerückten Alters ein. Da klagen die Leute oft über Schmerzen an den Füßen, obwohl ihre Füße ganz normal sind. Oft strahlen die Schmerzen bis an die Hüften aus, und man denkt zunächst an Rheumatismus, Ischias oder Gicht, ohne die Ursachen dieser Beschwerden zu kennen. Meist sind es aber die Füße, die solche Schmerzen hervorbringen, denn durch die Überlastung beim Gehen und Stehen, oder durch das Tragen von Schuhen mit zu hohen Absätzen drückt sich das Knöchelgewölbe des Fußes nach unten. Muskeln und Bänder werden geschwächt, die Füße verlieren ihre Tragkraft und brechen allmählich zusammen, wenn nicht frühzeitig etwas geschieht.

Der Fuß ist ein Wunderwerk der Natur. Seine Konstruktion, sein Mechanismus, ist unter geringstem Materialaufwand zu einem elastisch-federnden, bogenförmigen Fundament geformt, auf welchem die schwere Last des Körpers ruht. Kein Wunder, daß er unter diesem Druck der Gefahr ausgesetzt ist, allmählich zusammenzubrechen.

Die Ermüdung des Fußes ist die erste Mahnung vor drohender Gefahr. Der Fuß ist überlastet und verlangt Ruhe und Schonung zur Wiedererlangung seiner Kräfte. Wird ihm hierzu keine Zeit gelassen, wird er in der Ausübung seines schweren Dienstes mißhandelt so stellen sich Schmerzen ein, und mit diesen beginnt das Stadium der Fußbelastungsbeschwerden, die in Knick- und Senkfußleiden ausarten.

Wie kann man nun diesen Übeln begegnen? Zunächst ist es erforderlich, daß man bei eintretenden Fußbeschwerden oder bei rascher Ermüdung seine Füße

auf ihre schmerzhaften Stellen hin genau prüfen läßt. Die neuzeitige Fußbehandlungsmethode bedient sich hierbei eines Fußreflexspiegels, der eine genaue Diagnose der überlasteten und geschwächten Stellen der Füße ermöglicht und mit plastischer Deutlichkeit die Ursachen der Fußbeschwerden zu erkennen gibt. Ausdamm ist die Anwendung einer nach Möglichkeit elastischen, den Füßen anschmiegsamen Fußstütze oder Einlage von Wichtigkeit. Eine starre Einlage aus Metall kann einen heilwirkenden Zweck nicht so erfüllen, denn sie erzeugt nicht nur Druckschmerzen, sondern benimmt auch die Tätigkeit der Muskulatur. An eine wirklich zweckdienliche Einlage müssen im wesentlichen folgende Anforderungen gestellt werden können: sie muß den Fuß da unterstützen, wo er am stärksten belastet ist; sie muß bis zu einer gewissen Grenze federnd wirken und je nach der Beschaffenheit des Fußes auf eine mehr oder minder starke Wölbung eingestellt werden können; sie muß schließlich die Möglichkeit bieten, die Wölbung allmählich wieder herabzusetzen, um den Fuß wieder auf seine eigene Muskel-tätigkeit anzuweisen. Nur dann ist mit einem nachhaltigen Erfolg zu rechnen.

Im Vollgefühl körperlichen Wohlbehagens und ungeschmälterter Arbeitsfähigkeit befindet sich nur der, dessen Lebensorgane ihre natürlichen Dienste erfüllen. Dafür verlangen sie aber auch eine angemessene Pflege, die man ihnen auf die Dauer nicht ingetrost verweigern kann. Auch die Füße verlangen ihr Recht, und dies um so mehr, als sie sich während ihres schwersten Arbeitsdienstes in einer engeknüpften Hülle befinden, die eine richtige Blutcirculation und eine genügende Hautausdünstung nicht zuläßt. Es ist daher unerlässlich, den Füßen die Pflege angedeihen zu lassen, die sie dringend benötigen. Hierzu gehört in erster Linie eine regelmäßige, vernunftgemäße Fußmassage, die nach sachmännlicher Beratung in Verbindung mit einem gichtfreien Kräuterbade, dem Verlauf der Muskeln entsprechend, also immer von der Fußspitze zum Knie, vorgenommen werden muß. Eine solche Massage beseitigt rasch die Wirkung der Ermüdung, übt einen starken Einfluß auf die Sekretion (Absonderung) aus, ist wirksam bei Störungen im Blutumlauf, bei Hautblässe und Blutarmut der Füße, bei rheumatischen Beschwerden, bei Verhärtung, Knoten, Gichtnerungen und Hornhaut und fördert die Hautatmung. Sie steigert das Wohlbefinden des ganzen Körpers, verschafft den Füßen mehr Beweglichkeit und trägt infolge besserer Ausarbeitung des Körpers dazu bei, die Schlankheit zu fördern.

Ein weiteres Mittel zur Erhaltung und Wiedererlangung der Leistungsfähigkeit der Füße sind die gymnastischen Übungen. Zweck der Fußgymnastik ist die Fußmuskulatur so zu betätigen, daß sie straffer, kräftiger und widerstandsfähiger wird. Eine zielbewusste Gymnastik ist für den menschlichen Fuß eine geradezu unentbehrliche Erfordernis, denn sie bewirkt eine stärkere Durchblutung der geschwächten Muskeln und trägt dazu bei, ein gesundes Verhältnis im Zusammenwirken aller körperlichen Kräfte herzustellen.

Der Fuß ist das Fundament des gesamten menschlichen Organismus, daher lege man großen Wert darauf, es gesund und standhaft zu erhalten.

Neuzeitliche Innenräume

„Deutschland ist das Laboratorium der Welt“, so sagt Graf Hermann Reberling. „Es ist Laboratorium im allergrößten Stil zu dieser Zeit. Man tut alle geistigen Bewegungen der übrigen Welt auf eine Wagchale und die von Deutschland auf die andere: die letztere wird sinken. Es experimentiert in Deutschland jeder irgendeine.“ Diese These gilt in hervorragender Weise auch für das Gebiet der deutschen Wohnungskunst, für die aktive Arbeit um die Schaffung des neuzeitlichen Innenraums.

Aber alle wesentlichen Fortschritte auf diesem Gebiet gibt die von Hofrat Dr. Alexander Koch in Darmstadt herausgegebene maßgebende Kunstschrift „Innendekoration“, die vorzüglichste Information, so bietet das sechsen erschienene, sehr beachtenswerte, reichillustrierte Jahrbuch in mehr als 45 großen, hervorragenden Abbildungen (Preis des Sonderheftes 3 M.) eine Übersicht über die „neuzeitlichen Innenräume der Ausstellung Deutsche Kunst, Düsseldorf, 1928“, über Räume, in denen die nachstehenden Innenarchitekten, wie Wechsungen, Fahrenkamp, Wach-Mohr, Straumer, Gorge, Fischer, Pfeifer & Großmann, Grieser, Lüttgen, Lafitz, Brüning u. a. m. ihr Bestes gaben.

In Stuttgart hat man im Vorjahre mit der asthetisch-parianischen Ideologie der neuesten Bauform auch im Innenraum Ernst zu machen versucht. — So schreibt Wilhelm Michel im Begleitwort zu der Veröffentlichung. „In Düsseldorf aber stellt sich ihr der Geist des genuesischen Komforts überall entgegen, wie es ganz natürlich ist bei einer Raumkunst, die seit Jahrzehnten auf das Ziel höchster Geschmacksästhetik, feinsten Repräsentation und größten Aufwands beim Wohnen ausgegangen ist. Es werden noch einige Auseinandersetzungen erfolgen müssen, bis der Konflikt zwischen der Idee der „Wohnmaschine“ und der Idee des an sich formvollen, eine objektive Welt bedeutenden Heims als ausgezogen gelten kann.“

Man verläßt die Düsseldorfer Ausstellung mit dem Gefühl, über die Kräfte, Gedanken und Temperamente, die den heutigen deutschen Innenraum beherrschen, Maßgebendes erfahren zu haben. Man bemerkt es mit Genugtuung, daß namentlich auch die Möbelindustrie ihre frühere Ausstellungsfrühdigkeit zurückgewonnen hat. Die Gesamtleistung ist durchaus achtunggebietend; eine gewisse innere Verwandtschaft der verschiedenen Lösungen liegt unternehmbar vor, worin deutlich wird, daß hier mehr gegeben ist, als eine Betätigung zusammenhangloser Individualitäten. Wichtig ist insbesondere die Feststellung, daß sich hier die kunsthandwerkliche Tradition, die neuerdings vielfach in ihrem Fortleben angegriffen wurde, als tragfähig erweist auch für die Aufgaben und Lösungen der Gegenwart und der nächsten Zukunft. Darin liegt die Gewähr, daß unsere Raumgestaltung den durch Überlieferung befestigten Boden nicht so bald unter den Füßen verlieren wird, auch wenn neue Entwicklungselemente sich nach fürmlicher als bisher herabdrängen sollten.“